

HAUPTKIRCHE ST. PETRI



Predigt am 24.12.2009 um 18 Uhr
Heiligabend

HP Störmer

Liebe Gemeinde,
alle Jahre wieder gehen wir durch diesen tiefsten und dunkelsten Punkt des Jahres – Wintersonnenwende, Winteranfang, kürzester Tag des Jahres.
Viele nimmt das mit. Viele erleben, dass auch die Seele ein Tief durchmacht, ein Schmerz einen heimsucht, eine Wehmut einen umschleicht, ein Hauch von Melancholie einen umweht.

Und dann ist da noch Weihnachten, wohl platziert – das steigert die Empfindsamkeiten ins Unermessliche.

Weihnachten ist das schönste Fest des Jahres – : ja, ohne Zweifel, und gerade deshalb keine leichte Zeit.

Weihnachten ist denkwürdig und hoch emotional, weil es ein Geburtsfest ist. Am tiefsten, am dunkelsten Punkt des Jahres steigen wir da auch ganz tief hinunter in unserer eigenen Lebensgeschichte. Schicht um Schicht unserer persönlichen Geschichte wird irgendwie berührt – und oft genug aufgewühlt.

So viel Ambivalenz gibt es um dieses Fest, so viele widersprüchliche Gefühle! Es zieht uns an, es reißt uns weg, wir kommen zusammen mit Familienmitgliedern, und wir fliehen solche Aufläufe.

Wir kennen das alle in den verschiedenen Nuancen.

Man kann zwar die Tiefen und Untiefen des Festes versuchen zu umschiffen oder irgendwie Reißaus nehmen. Jedoch – es lohnt, es winkt sogar eine Verheißung, wenn wir auf Begegnung statt Vermeidung schalten.

Also, los denn!

Der Heiligabend ist ein Kristallisationspunkt, an dem sich alles bündelt und zusammen kommt, an Lebensschmerz und an Lebensfreude, an erfüllter oder enttäuschter Hoffnung, an Scheitern und an nicht endender Sehnsucht nach einem Gelingen, allen Brüchen zum Trotz.

Weihnachten – das ist eine Heimsuchung, es zieht uns heimwärts, was immer das ist. Es ist eine Suche nach Beheimatung, eine Suche nach einem letzten Ort der Bergung, des Geborgenseins.

Weihnachten, so könnte man ein Philosophenwort variieren, ist etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin doch noch niemand war.

Wie gut ist es, dass uns zu Hilfe kommt diese alte, vertraute Geschichte, von der auch ein Strahl in unsere Kindheit fällt und die so unsere je eigene Lebensgeschichte relativiert, also in eine Beziehung setzt. Wir stürzen nicht durch leeren Weltenraum, sondern ein jedes Leben hat einen Bezugspunkt, einen Punkt, auf den es sich beziehen darf.

Die alte Lukaserzählung hat die Kraft, auch Licht in das Obskure oder Verborgene meines Lebens zu bringen. Sie lässt uns teilhaben, sie gibt uns Anteil an einem Geschehen, das uns einbezieht.

Indem ich mich dieser Geschichte aussetze, trete ich hinein zunächst ins Dunkle, dann aber in einen Lichtkegel. Ich werde Teil dieser unglaublichen Botschaft, die besagt, dass ich gesehen werde, dass ich gemeint bin, dass ich angesprochen werde, dass es keinen gottverlassenen Winkel in der Welt gibt.

Jemand, eine Kraft, ein Gott hat uns gewollt, will uns auch jetzt – sonst säßen wir nicht hier – und zieht uns an zu sich, nimmt uns in Anspruch – und umgekehrt, wir strecken uns aus nach IHM und rufen: Trahe me post te, wie es in einem alten Lied heißt: Ziehe mich hin zu dir.

Heute haben wir uns, spätestens mit Betreten dieser Kirche, also wieder hinein begeben in den Attraktionsbereich eines Geheimnisses.

Dem wollen wir uns jetzt, mit all den Brüchen und Schrammen und Verletzungen und Verlusten unserer Biographie, wieder nähern. Indem wir hören auf den Klang der alten Worte und was sie uns mitteilen:

„Es begab sich aber zu der Zeit.“

Immer beginnt Geschichtsschreibung mit den ganz Großen: zu der Zeit, da ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging. Doch dann macht die Kamera, der Erzähler, einen Riesenschwenk, vom kaiserlichen Rom geht es in ein orientalisches Provinznest, über Cyrenius, der schon fast ein Unbekannter ist, zu dem Anonymus, der zufällig den Namen Josef trägt. Der unterwegs ist mit einer ihm verlobten jungen Frau, kein „vertrautes Weib“, sondern ein junges Mädchen, kurz vor der Niederkunft. Ihre Schwangerschaft – irgendwie unklar, ein Gottesgeheimnis.

Lukas beginnt seine Erzählung unter den Himmeln der Macht und erreicht sein Ziel in der Kläglichkeit der Provinz. In einem Kaff, das Bethlehem heißt, wird ein Kind geboren, es liegt in einer Futterraufe, in der Nähe der Tiere, denn **„sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge“**.

Das ist, nüchtern betrachtet, schlichtweg ein Alptraum, ein Alptraum, wie ihn Menschen millionenfach erlebten und erleben auf diesem Erdenrund. Heute schauen wir da hin, lassen uns mitnehmen nach Bethlehem, **„um die Geschichte zu sehen, die da geschehen ist“**.

Die eigenen Gedanken mögen zu schweifen beginnen: Wie war das zu meiner Zeit? Wer regierte die Welt, als ich geboren wurde? Wie war das, als meine Mutter mit mir schwanger ging? Manche kennen auch das – Zeiten von Flucht und Vertreibung, von Krieg und Gewalt, von Hunger und Not, als das geschah.

Doch schon reißt uns der Erzähler aus dem Grübeln: Unsere Geschichte aus der Kälte einer unwirtlichen Welt, eine Begebenheit zum Gotterbarmen, wird plötzlich

in ein irrales Licht getaucht. Es ist Nacht, und die Nachtarbeiter, die Hirten, werden unvermittelt heimgesucht von einer Erscheinung:

„Die Klarheit des HERRN leuchtete um sie.“

Blankes Entsetzen erfasst die Hirten. Doch der Horror des Einbruchs einer unbekannt, unheimlichen Welt in ihr Leben kehrt sich um in frohe Botschaft:

„Habt keine Furcht! Siehe, ich verkünde euch große Freude, die bald das ganze Volk ergreifen wird.“

Aus dem Alptraum, aus dem starren Erschrecken, als habe jetzt das letzte Stündlein geschlagen, wird ein Anfang, ein Initium, der Traum von einer ganz großen Sache:

„Euch ist heute geboren - der Heiland“, übersetzt Luther das griech. Wort „soter“, was eigentlich „Retter“ heißt, doch Heiland, das klingt fast noch schöner. Sie macht den Hirten tatsächlich Beine, diese Botschaft, dass der Heiland, dass heilendes Land in Sicht sei und schon im Werden begriffen. Sie lassen sich ergreifen, mehr noch: sie ergreifen die Initiative: **„Lasst uns nun gehen und sehen ...“**.

Die, die so viel Heilloses kennen und erlebt haben, machen sich tatsächlich auf den Weg. Das ist ein Wunder bis heute, wenn sich Menschen, gegen „allen gesunden Menschenverstand“, also all dem zum Trotz, was wir als Verweigerungsstrategie, sich Neuem auszusetzen, zur Genüge kennen, also allem: „das gab es noch nie, das haben wir noch nie gemacht, was sollen denn die Leute denken“, all diesen inneren Wenss und Abers trotzend, initiativ werden und dem inneren Impuls folgen: Lasset uns gehen und sehen.

Und den beiden Eltern, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, die im Dunkel von Notunterkunft und Futterraufe nicht ein noch aus wissen, wird etwas Heilendes, unendlich Tröstliches übermittelt von diesen rauen Gesellen.

Man mache sich das klar: Im Stall und bei der Krippe gibt es keine himmlische Erscheinung, da leuchtet keine Klarheit des Herrn, da ist kein Engelsgesang zu hören. Was passiert, ist dieses: ein denkwürdiger Botengang – und die braucht es immer wieder bis heute, solche Botengänge! - , eine denkwürdige Begegnung zwischen Fremden, die sich mit einemmal ganz nah kommen in dieser Nacht. Indem die Hirten, diese Urbilder dessen, was man später Pastoren nennt, erzählen von dem, was sie selber egriffen hat, verwandeln sie den Alptraum Stück für Stück in einen Traum:

„Nun soll es werden Frieden auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.“

Und zum Schluss Maria. Da ist es wichtig, genau hinzuschauen, hinzuhören auf unseren Erzähler, der uns sagt, wie Maria das alles verarbeitet, den Alptraum einer ganz schrecklichen äußeren existentiellen Situation auf der einen und auf der anderen Seite das, was nicht zu fassen ist: die traumhaft schönen Hoffnungsbilder, die ihr die Hirten in die Seele geschrieben haben, das Versprechen, das über diesem Kind liegt.

Maria symbolisiert, steht da im Urtext, sie bewegt alle diese Worte in ihrem Herzen. Sie dissoziiert nicht, sie wird nicht verrückt, sie zerbricht nicht über ihrer scheinbar ausgeweglosen Wirklichkeit, sondern sie integriert, sie bekommt das

zusammen, das eine und das andere, die sichtbare und die unsichtbare Welt, das Menschliche mit dem Göttlichen.

Wo diese Integration gelingt, da beginnt Weihnachten auch heute. Da geht die Botschaft, dass Gott sich uns verbindet, verbündet, dass er unser Fleisch und Blut annimmt, uns in Fleisch und Blut über.

Immer wieder wird er zitiert, dieser alte Satz der christlichen Mystik:

„Wär’ Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du wärst auf ewig noch verloren.“

Heute, Weihnacht 2009, ist eine neue Gelegenheit, dieses Geschehen zu Herzen zu nehmen und in dieses Gottesgeheimnis hinein zu wachsen, dass Gott in mir geboren werden will.

„So lass mich doch dein Kripplein sein, komm, komm und lege bei mir ein dich und all deine Freuden.“ So haben wir eben gesungen. Und das ist eigentlich unglaublich, eine kühne, ja, eben eine christliche Theologie.

Nicht nur Maria – eine Gottesgebälerin, wie die Tradition sagt. Sondern jeder von uns ist dazu berufen, Gott auszutragen in dieser Welt. In dem tröstlichen Bewusstsein einer paradoxen Wahrheit: Indem ich Gott austrage, ihm immer mehr Raum gebe in mir, werde auch ich getragen und verwandelt, auch von der Gewissheit des „Fürchte dich nicht!“ Gerade weil es ja zum Fürchten ist, so oft, unser fragiles Leben, deshalb springt uns in der Bibel so oft der Satz entgegen: „Wes nich bang! Fürchte dich nicht, ich bin bei dir alle Tage.“

Weihnachten setzt ganz unten an, am verletzlichsten Punkt menschlicher Existenz, im Dunkel eines verlassenem Winkels der Welt. Und von dort her räumt die Weihnachtsgeschichte auf mit dem leichtfertigen Satz derer, die oft leicht fertig sind mit der Welt, indem sie behaupten, sie sei leer und sinnlos.

Nein, sagt die Weihnachtsbotschaft, da brennt ein Feuer! Da ist Glut auch unter der Asche deines Lebens. Lass dich aufs Neue anstecken und wisse: Die Welt, ja: mein persönliches Leben ist gotthaltig. Ich bin nicht gottverlassen, höchstens gottvergessen.

Schauen wir zu Maria:

Wie auch unsere Lebensumstände sein mögen - immer wieder finden wir uns vor dieser Herausforderung: Wir müssen alles in unserem Herzen bewegen, was wir erleben, besonders in dieser heiligen Nacht, all das bewegen, was wir hören und singen und nachklingen lassen in uns.

Weihnachten ist die Neuauflage des ersten Satzes aus der Bibel:

„Die Erde war wüst und leer und Finsternis lag auf der Tiefe – und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“

Beides ist da – das Chaos, die Leere, verwüstete Erde – und ganz nah, zum Greifen nah: Spiritualität, der gute Geist Gottes.

So ist es bis heute: Über unserem Tohuwabohu schwebt der Geist Gottes.

An Weihnachten wird uns in warmen Farben erzählt:

Dieser heilige Geist Gottes will nicht länger über uns schweben, sondern über uns kommen – wie einst über Maria – und die Kraft des Höchsten will uns umfassen und erfassen.

So kann es Licht werden in unseren Herzen.

Auch wenn es uns manchmal zu zerreißen droht, das Leben, auch wenn immer wieder ein Riss durch uns geht: da scheint das Licht hindurch.

Stall und Krippe sind ein Sinnbild für unser zerbrechliches Leben.

There is a crack in everything – that's how the light gets in.

Amen.